

Wis/Sen



Ein Service des Presse- & Informationsdienstes der Stadt Wien und des Wiener Seniorenbeauftragten

Inhalt der vierundzwanzigsten Ausgabe

02

Älterwerden und Altsein in Wien

92 % der älteren Wienerinnen und Wiener sind mit ihrem Leben sehr bzw. eher zufrieden. Den höchsten Zufriedenheitswert erzielte dabei die Wohnqualität.

10

Hochaltrigkeit in Österreich (2)

Entgegen der veröffentlichten Meinung ist die Solidarität zwischen Jungen und Alten nicht geringer geworden. Konkrete Hilfeleistungen sowohl für Junge bis 30 als auch für Hochbetagte werden allerdings vorwiegend von Frauen aus der Gruppe der jungen Alten erbracht.

14

Qualitative Entscheidungskriterien für das Wohnen im urbanen Raum

Zukunftstrends zeigen ein Zunehmen der Single- und AlleinerzieherInnenhaushalte sowie ein Anwachsen der Gruppe der aktiven „atypisch Alternden“.

20

„Wis/Sen“-News

Schiunfälle: Über 60-Jährige stark gefährdet. – Singen und Tanzen gegen das Vergessen. – SeniorInnen sollen Wikipedia retten. – Seelenlifting statt Hautstraffung. – Österreich als bester Alterssitz für SeniorInnen. – Altersarmut: Viele RentnerInnen brauchen einen Nebenjob. – Wiener Seniorenbeauftragter geht in Pension.

Das „Wis/Sen“-Infoservice

Wenn Sie die Originalfassung einer Studie entlehnen möchten, wenden Sie sich bitte an das Büro des Seniorenbeauftragten. (Telefon und E-Mail siehe Fußzeile.)

Impressum

„Wis/Sen“, ein Service des Presse- und Informationsdienstes der Stadt Wien und des Wiener Seniorenbeauftragten.
Redaktion: Mag. Elga Martinez-Weinberger, MA 53
elga.martinez-weinberger@wien.gv.at

„Wis/Sen“: Entleihen von Originalstudien
Seniorenbüro der Stadt Wien

post@senior-in-wien.at
Telefon 4000-85889



HerausgeberIn

Institut für empirische Sozialforschung (IFES) im Auftrag der MA 24 (Gesundheits- und Sozialplanung)

Wien, August 2008

66 Seiten

Archivnummer B 006

Älterwerden und Altsein in Wien

Lebenssituationen, Erfahrungen und Erwartungen älterer Wienerinnen und Wiener wurden im Juli 2008 im Rahmen einer repräsentativen Umfrage (1002 Interviews) erhoben. Befragt wurden Menschen ab 55 Jahren. Dabei gaben 92 % an, mit ihrem Leben sehr bzw. eher zufrieden zu sein. Einige der durchschnittlichen Zufriedenheitswerte im Detail: Gesundheit: 80 %, Freundschaften und Bekanntschaften: 88 %, finanzielle Situation: 73 % (der niedrigste aller abgefragten Werte) und Wohnsituation: 93 % (der höchste aller abgefragten Werte).

„Jüngere Ältere“ fühlen sich jünger als sie sind

Tatsächliches Alter und subjektive Eigenwahrnehmung stimmen bei jüngeren Alten meist nicht überein. Speziell die Damen fühlen sich jünger als sie sind. So gaben 61 % der Frauen, aber nur 48 % der Männer zwischen 55 und 64 Jahren an, sich jünger zu fühlen. In der Altersgruppe 65 bis 74 Jahre sind es 52 % der Frauen und 41 % der Männer, die sich jünger fühlen. Erst ab 75 kehrt sich das Geschlechterverhältnis um. Hier gaben 52 % der Männer, aber nur 38 % der Frauen an, sich jünger zu fühlen.

Die subjektive Einschätzung, jünger zu sein als man tatsächlich ist, hängt auch vom Einkommen ab. Sie liegt bei einem monatlichen Haushaltsnettoeinkommen bis 1.600 Euro bei 40 % und steigt bis auf 68 % (2.500 bis 3.000 Euro monatlich) an. Erst darüber sinkt sie wieder auf 60 %.

Älter als es dem tatsächlichen Alter entspricht fühlen sich nur 4 % aller Befragten. Die geschlechtsspezifischen Unterschiede zeigen, dass sich bis 64 Jahre 8 % der Männer älter fühlen, aber nur 3 % der Frauen. Dann kommt es zu einem Gleichstand, bis sich ab 75 Jahren das Verhältnis wieder umkehrt auf 0 % der Männer, aber 5 % der Frauen, die sich älter fühlen.

Sehr hohe Zufriedenheitswerte in vielen Lebensbereichen

Wie bereits in der Einleitung ausgeführt, liegen die Zufriedenheitswerte der älteren Wienerinnen und Wiener außerordentlich hoch. Mit dem Leben ganz allgemein sind 92 % der Befragten zufrieden, und zwar sind 51 % sehr zufrieden und weitere 41 % eher zufrieden. 7 % sind weniger und nur 1 % gar nicht zufrieden mit ihrem Leben. Hier die Werte für die abgefragten Lebensbereiche im Detail:

(Anmerkung: Wenn die Summe der angegebenen Werte weniger als 100 % ausmacht, liegt dies daran, dass einige der Befragten zu dem jeweiligen Punkt keine Angaben gemacht haben.)

- Wohnsituation: 71 % sind sehr und 22 % eher zufrieden; 4 % sind weniger und 3 % gar nicht zufrieden.
- Ehe- und Partnerschaft: 70 % sehr, 22 % eher, 4 % weniger, 3 % gar nicht zufrieden.
- Freundschaften und Bekanntschaften: 63 % sehr, 25 % eher, 9 % weniger, 2 % gar nicht zufrieden.
- Eigenständigkeit bei der Bewältigung des Alltages: 62 % sehr, 29 % eher, 7 % weniger, 2 % gar nicht zufrieden.
- Familienleben: 62 % sehr, 28 % eher, 6 % weniger, 2 % gar nicht zufrieden.
- Persönliches Wohlbefinden: 48 % sehr, 39 % eher, 11 % weniger, 2 % gar nicht zufrieden.
- Freizeitbeschäftigung: 44 % sehr, 36 % eher, 14 % weniger, 4 % gar nicht zufrieden.
- Unterstützung und Geborgenheit durch andere: 43 % sehr, 39 % eher, 6 % weniger, 7 % gar nicht zufrieden.
- Gesundheitliche Verfassung: 39 % sehr, 41 % eher, 14 % weniger, 5 % gar nicht zufrieden.
- Körperliche Leistungsfähigkeit: 36 % sehr, 39 % eher, 20 % weniger, 5 % gar nicht zufrieden.
- Finanzielle Situation: 29 % sehr, 44 % eher, 19 % weniger, 8 % gar nicht zufrieden.

Zwei Drittel bis drei Viertel spüren körperliche Veränderungen

Insgesamt spüren 72 % der Befragten körperliche Veränderungen, die mit dem Älterwerden zusammenhängen. Bei den Männern ist der Anteil jener, die körperliche Anzeichen des Alterns an sich entdecken, mit 76 % etwas höher als bei den Frauen (69 %). Interessant ist, dass bereits die Altersgruppe 55 bis 59 Jahre zu 81 % solche Veränderungen registriert und nur 19 % dieser Altersgruppe die Frage verneinen. Zwischen 65 und 69 Jahren sagen 44 %, keine altersbedingten körperlichen Veränderungen zu verspüren. Danach steigen die Werte derer, die derartige Veränderungen feststellen, auf 79 % (75 bis 79 Jahre) und schließlich auf 85 % (80 Jahre und älter) an.

Um die Anzeichen des Alterns hinauszuzögern, achten 78 % (40 % sehr und 38 % eher) auf gesunde und ausgewogene Ernährung. 42 % treiben Sport (davon 22 % intensiv), weitere 26 % treiben wenig und 32 % überhaupt keinen Sport. 40 % wenden mehr Zeit für ihr Äußeres auf (auf 19 % trifft dies sehr und auf 21 % eher zu). Wenig bis nichts für ihr Äußeres tun allerdings 60 %. Und 65 % aller Befragten sind gar generell der Meinung, es „bringt nichts, sich gegen den Zug der Zeit zu stemmen“.

Tendenziell gute soziale Einbindung

Um den Grad der sozialen Einbindung der Interviewten feststellen zu können, wurde ihnen die Frage gestellt, ob sie im Falle einer vorübergehenden Krankheit mit psychischer und praktischer Unterstützung rechnen können. Gefragt wurde, ob man vorübergehend in folgenden Bereichen Hilfe erhalten würde: Einkaufen und Besorgungen erledigen, Aussprache bei Kummer und Problemen, Versorgung der Haustiere, Putzen/Wäsche waschen/Fenster putzen, Kochen, vorübergehende Pflege, Begleiten bei Wegen, Hinbringen zu Terminen und Abholen. Die meisten Befragten, nämlich 89 %, erhalten Hilfe im Bereich „Einkaufen und Besorgungen erledigen“, für die wenigsten, aber immerhin noch 77 %, würde auch jemand im Krankheitsfall kochen. 10 bis 20 % der Befragten erhalten in zumindest einem der angeführten Bereiche keine Hilfe.

Frauen ab 65 erhalten weniger Hilfe als gleichaltrige Männer, ein Umstand, der sich ab 75 noch verstärkt. Mit zunehmendem Alter des/der Hilfebedürftigen wird die Bereitschaft der anderen geringer, vorübergehende Pflege zu leisten bzw. Begleit- oder Abholdienste zu leisten.

Drei Viertel der Befragten haben erwachsene Kinder, 73 % davon sehen diese wöchentlich, 17 % etwa einmal im Monat und 10 % seltener oder nie. Bei 32 % lebt zumindest ein Kind im selben Bezirk, bei 9 % sogar im selben Haushalt. 19 % haben zumindest ein Kind, das in einem anderen Bundesland lebt, 8 % haben ein Kind im Ausland. Eltern, die im selben Bezirk lebende Kinder haben, sehen diese häufiger als jene, deren Kinder zwar auch in Wien, aber in einem anderen Bezirk leben.

Mobilität nimmt mit den Jahren ab

Wenig überraschend ist, dass mit steigendem Alter die Mobilität abnimmt. Bis zum Alter von 65 Jahren gaben 90 % an, zumindest einmal pro Tag aus dem Haus zu gehen. Bei den 65- bis 75-Jährigen geht allerdings schon ein knappes Viertel nicht mehr täglich außer Haus, bei den über 75-Jährigen betrifft dies bereits rund ein Drittel.

Zwischen Haushaltseinkommen und Mobilität besteht ein deutlicher Zusammenhang. Je höher das Einkommen ist, desto größer ist auch die Mobilität. So gehen 60 % derer, die in einem Haushalt mit mehr als 3.000 Euro monatlichem Nettoeinkommen leben, mehrmals täglich außer Haus, Menschen mit einem Haushaltsnettoeinkommen unter 1.600 Euro tun dies nur zu 32 %.

Finanzielle Situation: 29 % sehr und 44 % eher zufrieden

Wie bereits auf Seite 3 dieser Ausgabe von „Wis/Sen“ dargestellt, sind zwar 73 % der Befragten mit ihrer finanziellen Situation sehr bzw. eher zufrieden, dennoch ist dies der Bereich mit den geringsten Zufriedenheitswerten. 19 % sind mit ihrer finanziellen Lage weniger und 8 % gar nicht zufrieden.

Unter den Befragten, deren Haushalt monatlich weniger als 1.600 Euro netto zur Verfügung hat, sind 63 % eher oder sehr zufrieden, über 3.000 Euro sind 94 % zufrieden.

Bei den Männern ist der Anteil der Zufriedenen höher als bei den Frauen. Über 75 wird dies besonders deutlich: 82 % zufriedenen Männern stehen 68 % zufriedene Frauen gegenüber. Dies wird verständlich, wenn man jene Beträge vergleicht, die den Befragten monatlich zur freien Verfügung stehen. Für Freizeitausgaben, Hobbies u. ä. bleibt Frauen nämlich im Schnitt weniger als Männern. Mehr als 100 Euro im Monat für Freizeit, Hobbies u. ä. können zwar 55 % der Männer, aber nur 26 % der Frauen ausgeben. Ein

knappes Viertel der Frauen über 75 Jahre hat für Freizeitgestaltung überhaupt kein Geld, weitere 20 % nur maximal 50 Euro im Monat. Dem gegenüber stehen jeweils 11 % der Männer dieser Altersgruppe, die nichts oder nicht mehr als 50 Euro frei verfügbar haben.

Wohnen hat die höchsten Zufriedenheitswerte

93 % der Befragten sind mit ihrer Wohnsituation sehr bzw. eher zufrieden. 96 % der Befragten haben Bad oder Dusche in der Wohnung, 93 % einen eigenen Wasseranschluss, 53 % eine begehbbare Grünfläche und 43 % einen Aufzug.

Die Infrastruktur der Wohnumgebung ist für die Wohnqualität von entscheidender Bedeutung. Zu Fuß gut bzw. eher gut erreichbar sind für 87 % die öffentlichen Verkehrsmittel, für 85 % Apotheken, für 83 % Ärzte, für 80 % Lebensmittelgeschäfte und für 78 % Banken. Postämter liegen hier mit 66 % an letzter Stelle.

Altersgerechte Umgestaltung noch nicht selbstverständlich

Eine altersgerechte Umgestaltung der Wohnung ist für viele noch nicht selbstverständlich. Zwar haben 60 % bereits rutschfeste Böden, 47 % Haltegriffe an der Wand in WC und Dusche, 46 % Gummimatten mit Saugnäpfen in Badewanne und Dusche, 42 % haben Türschwellen und Niveauunterschiede entfernt und 23 % verfügen über ein Notruftelefon. Die Gruppe jener, die solche Maßnahmen strikt ablehnt, ist jedoch mit jeweils zwischen 31 und 48 % erstaunlich hoch, wobei sich Männer ablehnender verhalten als Frauen.

Die Hauptargumente für die Ablehnung altersgerechter Umbauten bzw. Umgestaltungen sind „brauche ich nicht“, gefolgt von „ist mir zu teuer“ (für Frauen sind die Kosten häufiger ein Hindernis als für Männer) über „das zahlt sich nicht mehr aus“ bis hin zu „ich bin alleine, keiner hilft mir“.

Wünsche hinsichtlich Betreuung und Pflege

Wünschenswerte Wohnformen für den Fall, dass eines Tages Pflegebedürftigkeit einsetzt, sind für 69 % das Verbleiben in der eigenen Wohnung mit Betreuung durch ein Familienmitglied. 68 % können sich auch daheim eine Betreuung durch jemand anderen mehrmals am Tag

vorstellen. Auch eine rund-um-die-Uhr-Betreuung in den eigenen vier Wänden findet mit 62 % noch erhebliche Akzeptanz.

Das Leben in einem Pensionistenwohnhaus ist für 46 % sehr oder eher wünschenswert, für das Leben in einem Pflegeheim gibt es 32 % Zustimmung, für die Variante des Wohnens daheim mit Tagesbetreuung in einem Tageszentrum sprachen sich 33 % aus und die Teilnahme an einer Seniorenwohngemeinschaft kam auf 34 % Zustimmung. Jene Befragten, deren erste Präferenz eine Betreuung in der eigenen Wohnung ist, können sich allerdings zu 84 % sehr wohl vorstellen, in eine Betreuungseinrichtung zu ziehen, wenn die Pflege zu Hause nicht möglich sein sollte.

Frauen und Alleinlebende sehen Institutionen positiver

Zwar äußern Frauen und Männer grundsätzlich die gleichen Pflegepräferenzen, allerdings halten es Frauen nicht im gleichen Maße wie Männer für wünschenswert, zu Hause gepflegt zu werden, sei es durch ein Familienmitglied oder durch professionelle ambulante Dienste. Sie lehnen auch jene Varianten, bei denen sie in eine Einrichtung (Heim) umziehen müssen, weniger oft ab als Männer.

Alleinlebende unterscheiden sich gegenüber Menschen, die in einer Partnerschaft leben, insofern, als sie die Varianten „häusliche Pflege“ oder „Tageszentrum“ für weniger wünschenswert halten. Alleinlebende lehnen daher den Umzug in eine Betreuungseinrichtung seltener ab als Menschen, die in einer Partnerschaft leben.

Sonderfall Pflegeheim: Widersprüchliche Ansichten

40 % halten es gar nicht und weitere 23 % eher nicht für wünschenswert, im Falle der Pflegebedürftigkeit in ein Pflegeheim zu gehen. Das Hinterfragen dieser negativen Einstellung ergibt, wie die StudienautorInnen anmerken, ein „diffuses, in sich wenig konsistentes Bild“. Die Unsicherheit der Befragten beim Thema Pflegeheim zeigt sich auch darin, dass auf viele Fragen hohe Prozentanteile (bis zu 22 %) keine Antwort gaben. Bei vielen Fragen ergaben sich überdies keine eindeutigen Mehrheiten, wie die folgende Aufstellung zeigt.

Hier einige der Ergebnisse im einzelnen:

(Die Antworten „stimme voll zu“ und „stimme eher zu“ bzw. „stimme gar nicht zu“ und „stimme eher nicht zu“ sind in der Folge zu jeweils einem positiven bzw. negativen Wert zusammengefasst.)

- 77 % stimmen der Aussage zu, dass „im Pflegeheim heutzutage die Zustände besser seien als früher“, 6 % sind nicht dieser Ansicht und 17 % äußern sich dazu nicht.
- 66 % finden die Aussage zutreffend „Im Pflegeheim hat man alles, was man braucht“, 22 % nicht. 12 % können dazu nichts sagen.
- 62 % sind der Ansicht „Im Pflegeheim ist man dem Personal ausgeliefert“, 28 % nicht.
- 61 % stimmen der Aussage zu „Ein Pflegeheim bedeutet für mich das Ende“, 34 % stimmen dem nicht zu.
- „Im Pflegeheim hat man die nötige Ruhe“ findet zu 59 % Zustimmung, zu 24 % nicht.
- Dass es im Pflegeheim genügend persönlichen Freiraum gibt, finden 49 %, 29 % sind nicht dieser Meinung und 22 % können diese Frage nicht beantworten.
- 37 % meinen, man sei im Pflegeheim zur Untätigkeit verurteilt, 50 % finden das nicht.
- 37 % meinen, man werde im Pflegeheim einsam und depressiv, 49 % sind nicht dieser Ansicht.
- 33 % meinen, im Pflegeheim verliere man seine Würde, 54 % widersprechen dem aber.
- 32 % sind der Ansicht „Im Pflegeheim kann man sich gehen lassen und muss sich nicht unnötig verstellen“, 50 % sehen das nicht so.

82 % für Einzelzimmer

Auf die Frage, was die Akzeptanz eines Pflegeheimes bei den Befragten verbessern könnte, sprachen sich 82 % für ein eigenes Einzelzimmer mit Bad oder WC aus. 72 % wünschen sich einen Garten, 71 % geringere Kosten, 70 % einen Arzt oder eine Ärztin, die 24 Stunden anwesend ist, 69 % eine Vertrauensperson, bei der man persönliche Anliegen vorbringen

kann, 65 % die Möglichkeit, eigene Möbel mitzubringen, 60 % unbeschränkte Besuchszeiten und 59 % die Möglichkeit, eine Aufgabe zu übernehmen wie beispielsweise Kochen. Das Mitbringen von Haustieren spielt für 38 % eine sehr oder eher wichtige Rolle.

Weiters gewünscht werden: Freizeitangebote, bei denen man außer Haus kommt (Theater, Ausflüge); zusätzliche Dienstleistungen wie Gruppentherapie, psychologische Betreuung und Wäschedienst; eine Begleitperson für Unternehmungen.

Vom Betreuungspersonal wünschen sich die Befragten eine fundierte Ausbildung und gute Umgangsformen sowie eine grundsätzliche Einstellung gegenüber den von ihnen betreuten und gepflegten Personen, die es diesen ermöglicht, „Mensch bleiben zu dürfen“ sowie „einen eigenen Willen zu haben und diesen auch durchsetzen zu dürfen“.

HerausgeberIn

Bundesministerium für Soziales und Konsumentenschutz

Wien, Oktober 2008

504 Seiten

AutorInnen

Univ.-Prof. Dr. Josef Hörl, Univ.-Prof. Mag. Dr. Franz Kolland, Ass.-Prof. Dr. Gerhard Majce und viele andere. Koordination: Büro für Sozialtechnologie und Evaluationsforschung

Archivnummer B 005

Hochaltrigkeit in Österreich (2)

Bereits in der Ausgabe 23 von „Wis/Sen“ wurde über diese umfassende Studie berichtet. Die Palette der Themen, die „Hochaltrigkeit in Österreich – eine Bestandsaufnahme“ behandelt, zeigt die Vielfalt der Aspekte, die bei Maßnahmen für hochaltrige Menschen zu berücksichtigen sind. In Ausgabe 23 haben wir die wichtigsten Erkenntnisse zur demographischen Entwicklung, zur Lebenserwartung, zur Qualität der gewonnenen Jahre, zur Lebensqualität und Lebenszufriedenheit sowie zur Demenzproblematik zusammengefasst. In dieser Ausgabe wird über Generationensolidarität und Generationenkonflikt sowie Wohnumgebung und Mobilität berichtet.

Generationensolidarität geht in beide Richtungen

Entgegen der veröffentlichten Meinung, die das Ende der Generationensolidarität behauptet, stellen wissenschaftliche Untersuchungen immer wieder fest, dass die Unterstützung und Solidarität seitens der Enkelgenerationen für die Großelterngeneration ebenso stark ist wie die Bereitschaft der Großeltern, ihre Enkel zu unterstützen. Zu unterscheiden ist zwar die persönliche – primär familiäre – Generationenbeziehung vom gesamtgesellschaftlichen Generationenverhältnis, wie es etwa im „Generationenvertrag“ zum Ausdruck kommt. Doch auch hier zeigen Studien kaum Anzeichen für reale Konflikte. Eine Studie aus dem Jahr 1998 vermittelt im Gegenteil den Eindruck einer „zwar distanzierten, insgesamt aber durchaus freundlichen, wohlwollenden wechselseitigen Akzeptanz mit beachtlichen Solidaritätssignalen“. Bei einer weiteren Erhebung im Jahr 2005 zeigte sich, dass die integrativen Momente sogar zugenommen hatten, besonders im großstädtischen Bereich. Und das, obwohl damals im öffentlichen Generationendiskurs eine Verschärfung der Konfliktrhetorik stattgefunden hatte. Eine andere Umfrage aus dem Jahr 2003 zeigte, dass die

„Wis/Sen“: Entleihen von Originalstudien

Seniorenbüro der Stadt Wien

post@senior-in-wien.at
Telefon 4000-85889

älteren Menschen keineswegs, wie in den Medien oft dargestellt, als privilegierte Gruppe angesehen werden. 42 % der Befragten fanden, die Interessen älterer Menschen würden in Österreich eher bzw. viel zu wenig berücksichtigt und nur 6 % waren der Ansicht, für Alte würde zu viel getan.

Sowohl internationale Untersuchungen als auch zwei österreichische Generationensurveys zeigen, dass sich vor allem die Familien, aber auch Verwandtschaft und Freundesnetzwerk als außerordentlich tragfähiges solidarisches System erweisen. Die meiste Hilfe benötigen die Jungen (bis 30 Jahre) und die Hochbetagten. Die größte Geber-Generation sind eindeutig die jungen Alten. Hilfe leisten vor allem Frauen. Den Jüngeren hilft in erster Linie die Mutter, den Hochbetagten die Tochter.

Was die materiellen Aspekte betrifft, so kommen zum bekannten Geldfluss von Älteren zu Jüngeren in Form von Schenkungen und Erbschaften noch weitere informelle Leistungen und Vermögensweitergaben, deren Ausmaß jedoch bisher noch nicht ausreichend erforscht wurde. Sollten wegen reduzierter Einkommen bzw. niedrigerer Pensionen die Alt-zu-Jung-Leistungen zurückgehen, würde dies allerdings möglicherweise Auswirkungen auf die Generationenbeziehungen haben, von denen die Hochbetagten besonders stark betroffen wären.

Eindeutig zeigt sich, dass die Hochbetagten am wenigsten in Generationenkonflikte involviert sind. Allerdings sind sie auch keine gesellschaftliche Gruppe, die in ihrer Gesamtheit als „besonders sympathisch“ eingestuft wird. Hochbetagte beklagen sich dennoch am wenigsten von allen Altersgruppen über mangelnde Zuneigung, vielen von ihnen vermischen allerdings Verständnis, Respekt und Achtung. Unter allen Bevölkerungsgruppen sind die Ältesten (81+) die am stärksten harmonieorientierte Gruppe.

Für die Zukunft empfiehlt der Bericht, eine übergreifende, kooperative Generationenpolitik zu betreiben, bei der nicht eine Gruppe gegen die andere ausgespielt wird. Um Veränderungen im Verhältnis der gesellschaftlichen und familialen Generationen messen zu können, wird ein „Intergenerationeller Klima-Index“ vorgeschlagen, der aufgrund jährlicher Erhebungen jene Veränderungen misst, auf die politisch reagiert werden muss. Dabei sollten die Hochaltrigen als eine eigene Gruppe berücksichtigt werden.

Wohnumgebung und Mobilität: Hochaltrige berücksichtigen

Die Bedeutung der Wohnumgebung und ihrer Infrastruktur für die Versorgung älterer Menschen mit lebensnotwendigen Gütern und Dienstleistungen wurde bereits in vielen Studien ausführlich behandelt und auch „Wis/Sen“ hat wiederholt darüber berichtet. Daher werden hier nur jene Aspekte angeführt, die vor allem Hochaltrige betreffen.

Bei den Handlungs- und Forschungsempfehlungen, die im letzten Teil der Studie „Hochaltrigkeit in Österreich“ ausgesprochen werden, wird festgestellt, dass eine erhebliches Informations- und Forschungsdefizit hinsichtlich der Lebensumwelten hochaltriger Menschen besteht. Interdisziplinäre Forschungsprogramme werden hier ebenso gefordert wie die Entwicklung von Modellen, bei denen ältere Menschen in Planungsprozesse einbezogen werden.

Zur Hebung der Mobilität werden realistische Alternativen zum Individualverkehr vorgeschlagen, wie etwa Fahrtendienste. Bei der Entwicklung von weiteren Maßnahmen sollte nicht nur der technische Aspekt berücksichtigt werden, soziale und psychologische Komponenten müssen unbedingt mitbedacht werden. Generell wird auch hier für Österreich ein Datenmangel speziell im Bezug auf die Hochaltrigen festgestellt. Eine Auswertung von acht Studien aus anderen europäischen Ländern ergibt, dass die Zahl derer, die selbst Auto fahren, zwischen 65 und 85 Jahren von rund zwei Drittel auf weniger als ein Fünftel zurückgeht. Damit sind Hochaltrige entweder auf jemanden angewiesen, der sie als Beifahrer mitnimmt, oder auf öffentliche Verkehrsmittel.

Öffentliche Verkehrsmittel spielen für Ältere eine große Rolle. 50 % der Altersgruppe 75 bis 84 und 14 % der Gruppe 85+ fahren damit. Hochaltrige Menschen haben dabei Schwierigkeiten beim Finden eines freien Sitzplatzes. Sie stellen fest, dass selten bis nie jemand freiwillig aufsteht und ihnen seinen Sitzplatz anbietet. Probleme bereitet ihnen überdies das Gedränge in überfüllten Fahrzeugen. Vor allem jenen, die vom Auto auf den ÖV umgestiegen sind, beklagen fehlendes Personal für Auskünfte und Probleme mit den Fahrkartenautomaten. Sorgen bereitet alten Menschen die meist zu knappe Zeit für das Ein- und Aussteigen bzw. zum Umsteigen. Sie finden auch kaum Hilfe beim Gepäck, was speziell das Umsteigen mit der Bahn fast unmöglich macht. Schwierig ist für Hochaltrige das Einsteigen in die Eisenbahn, auf der kaum Niederflurfahrzeuge im Einsatz sind. Die zu kleine Schrift der Fahrplanaushänge und Informationstafeln auf Bahnhöfen

wird nicht nur von Hochaltrigen, sondern bereits von jungen Alten als großes Problem genannt. Die Umstellung der gut lesbaren Anzeigetafeln auf den Bahnhöfen mit den Ankunfts- und Abfahrtszeiten der Züge auf kleinere Computermonitore führt zu einer zusätzlichen Verschärfung dieses Problems.

Wesentlich positiver als in anderen Ländern werden in Österreich die technische Ausstattung (Niederflurfahrzeuge, Aufzüge, gut beleuchtete Stationen) und die Infrastruktur des öffentlichen Personennahverkehrs bewertet. Sehr pessimistisch ist jedoch die Einschätzung des sozialen Klimas. Auf gesamtgesellschaftlicher Basis sollte daher durch Bewusstseinsbildung mehr Toleranz und Hilfsbereitschaft im alltäglichen Umgang mit Alten entwickelt werden. Dies könnte viele Probleme mildern, mit denen hochaltrige Menschen konfrontiert sind, vor allem im Straßenverkehr und in öffentlichen Verkehrsmitteln.

Als FußgängerIn fühlen sich Hochaltrige u. a. auf den Gehwegen von RadfahrerInnen und SkaterInnen bedroht. Schwierigkeiten gibt es für viele auch beim Überqueren eines Kreisverkehrs.

Ein gravierendes Problem im Zusammenhang mit Mobilität ist das unzureichende Angebot an öffentlichen Toiletten. Dies ergeben sowohl österreichische Untersuchungen als auch solche in anderen Ländern. Bereits ab dem Alter von 65 Jahren beklagt diesen Mangel mehr als die Hälfte der Befragten. Hier liegt offenkundig ein Defizit vor, dem durch intelligente, bedarfsorientierte Stadtplanung unschwer begegnet werden könnte.

HerausgeberIn

Endbericht einer Studie für die Magistratsabteilung 50

Wien, Dezember 2006

202 Seiten

AutorInnen

Wolfdieter Dreiholz (Projektleiter), Ernst Bernstein, Robert Harsieber, Matthias Horx,

Michaela Mischek-Lainer, Wolf D. Prix

Archivnummer W 008

Qualitative Entscheidungskriterien für das Wohnen im urbanen Raum

Die Stadtumwelt als „künstliche Natur“ bietet viele Vorteile wie Ausbildung, Bildung, Kommunikation und Wissen, Arbeit und Geld, Unterhaltung und soziales Umfeld. Dabei ist der Wohnbau und hier im besonderen der soziale Wohnbau ein die Stadt prägendes Element. Wie sich die Ansprüche der BewohnerInnen an ihre urbanen Behausungen in der näheren Zukunft ändern werden, welche Wohnbaumodelle für die unterschiedlichen Gruppen von StadtbewohnerInnen in den unterschiedlichen urbanen Zonen erforderlich sein werden und was dies für Politik, Bauträger und Architekten bedeutet, darüber reflektieren die AutorInnen der vorliegenden Studie, aus der einige Aspekte dargestellt werden. Zum AutorInnenteam der Studie gehören neben Architekten und Bauträgern auch Zukunftsforscher und Soziologen.

Licht, Luft und Bewegung

So lautete nach dem ersten Weltkrieg die im Wiener Wohnbau umgesetzte politische Forderung. Sie ist quasi das Leitbild des sozialen Wohnbaues, der das Wiener Stadtbild geprägt hat. Der Wiener Wohnbau ist als traditioneller Motor der Stadtentwicklung zu bewerten. Von der Donauplatte bis zum Wienerberg entstanden in Wien neue Zentren, für die der – von der öffentlichen Hand geförderte – Wohnbau den entscheidenden Anstoß gegeben hat. Auch bei der Gasometer-City ist das Kernstück der dort geschaffene Wohnraum. Allerdings bedeutet dies auch, wie der Architekt Wolf D. Prix in seinem Beitrag schreibt, dass „die Verkäufer und Vermieter von Wohnungen ein verhängnisvolles Geschmacksdiktat auf die Architektur ausüben und damit an der ökonomischen Misere mancher Wohnbauten beteiligt sind.“

Prix spricht sich dafür aus, das seinerzeit historisch bahnbrechende Motto „Licht, Luft und Bewegung“ auf die heutigen Verhältnisse zu übertragen und für die Zukunft neu zu interpretieren. Das „Wohlfühlen“ könne man nicht im Flächen-widmungsplan beschreiben, daher sei es notwendig, emotionale Leitmotive zu berücksichtigen, die weniger technokratisch sind. Besonderes Augenmerk ist auf die Vernetzung der Privatheit (der eigenen Wohnung) mit dem öffentlichen Raum und auf deren psychologisch-architektonische Ausformungen zu legen.

In diesem Zusammenhang kritisiert Prix, dass anscheinend die architektonische Gestalt der Wohnbauten derzeit vernachlässigt und mitunter sogar als „Mehrkostenarchitektur“ diffamiert wird. Er finde es gerade in Wien wichtig, Gegengewichte zum 1. Bezirk zu schaffen, der eine Art übermächtiges Zentrum darstellt. Daher fordert er, dass – neben guten, soliden Wohnbauten – auch die Avantgarde und das Experiment im Wohnbau gefördert werden sollte. Man dürfe nicht nur den „alles gleichmachenden Marketinggrundsätzen“ gehorchen, sondern solle mit guter, experimenteller Architektur neuartigen Wohnraum bereitstellen und so nach außen hin sichtbar zur Stadtgestalt beitragen.

Mehr Einwohner, mehr Singlehaushalte

Zwischen 2009 und 2024 wird Wien einen Bevölkerungszuwachs von 6,4 % haben. 17,1 % der Bevölkerung werden im Jahre 2024 zwischen 60 und 75 Jahre alt sein (2009: 16,5 %), über 75 Jahre werden 10,7 % sein (2009: 7,6 %). Die Anzahl der unter 15-Jährigen wird bei 14,8 % liegen (2009: 14,7 %), 19,4 % werden zwischen 30 und 45 Jahre alt sein (2009: 21,9 %).

Die Zahl der Wiener Privathaushalte ist seit 1981 insgesamt angestiegen, wobei die Einpersonenhaushalte eine besondere Zunahme verzeichneten: 1971 gab es in Wien rund 260.000 Einpersonenhaushalte, 2001 schon rund 345.000.

In den Singlehaushalten lebten 2001 22 % der Wiener Bevölkerung, 2031 werden es voraussichtlich 26 % sein. Vorwiegend sind es ältere Menschen (und hier in erster Linie Frauen), die alleine leben, gefolgt von jungen Erwachsenen. Einpersonenhaushalte sind vorwiegend ein städtisches Phänomen. In Wien bildeten sie bei der Volkszählung 2001 mit 44 % die größte Haushaltsgruppe.

Die Anzahl der Singlehaushalte wird weiterhin ansteigen. Dabei ist überdies davon auszugehen, dass auch die Zahl der Haushalte, in denen Männer allein leben, zunehmen wird. Eine Altersgruppe, in der die Zahl der Single-Haushalte besonders stark ansteigen wird, sind die 40- bis 64-Jährigen.

Pluralisierung, Individualisierung, Polarisierung

Die Lebenswelten der Menschen werden sich weiter ausdifferenzieren, wobei drei Phänomene zu beobachten sein werden:

- Pluralisierung bezeichnet eine Zunahme jener Lebensformen, die von der Kernfamilie abweichen. Die Kernfamilie, heute nach wie vor die weitaus häufigste Lebensform, wird auch künftig einen hohen Stellenwert haben. Vor allem in der Phase des jungen Erwachsenenalters bzw. in urbanen Regionen werden jedoch auch alternative Lebensformen gewählt.
- Individualisierung bedeutet nicht, dass die Familie als Wert nicht mehr geschätzt wird, aber Verwandtschaft wird künftig verstärkt von „Wahlverwandtschaft“ abgelöst, die durch das Auflösen von Beziehungen auch wieder beendet werden kann.
- Polarisierung beschreibt die Spaltung der Lebensformen zwischen traditionell familienorientierten und berufs- bzw. karriereorientierten Teilen der Bevölkerung. Eine solche Spaltung ist nicht generell in allen Schichten festzustellen. Es wird angenommen, dass beispielsweise der Verzicht auf Kinder in erster Linie bei AkademikerInnen weiterhin ansteigen wird.

Jüngere und ältere Singles, Kleinfamilien, AlleinerzieherInnen

Für den künftigen Wohnbedarf bedeuten diese Entwicklungen, dass die Zahl der Haushalte in Wien in den kommenden Jahrzehnten leicht wachsen wird. Vor allem die Anzahl der Ein- und Zweipersonenhaushalte wird steigen. Der Trend zu kleineren Haushalten mit maximal zwei Generationen ist unübersehbar. Zugleich steigen durch die kulturell und gesellschaftlich bedingten Veränderungen der Lebensweisen die Ansprüche der Menschen an das Wohnen.

Die Zahl der Singles, die in einer eigenen Wohnung leben und einen eigenen Haushalt führen, ist, wie schon dargelegt, im Steigen begriffen. Darüber

hinaus gibt es künftig mehr allein erziehende Elternteile (meist Mütter), die einen eigenen Haushalt bilden. Die Ansprüche dieser beiden Gruppen sind heutzutage meist nicht mehr mit Ein- oder Zweizimmerwohnungen zu decken. Das bedeutet, dass der Bedarf an Wohnungen mit entsprechender Größe und Ausstattung im Zunehmen begriffen ist. Dazu kommt noch eine steigende Nachfrage nach komfortablen Wohnungen in zentralen Innenstadtlagen, die von gebildeten allein lebenden Besserverdienern ohne Kinder sowie von jungen Alten besiedelt werden. Für diese Gruppen entsteht ein Hochpreis-segment im städtischen Wohnungsmarkt.

Es zeigt sich somit, dass aus der quantitativen Bevölkerungsentwicklung allein nicht mehr auf die Zahl der Haushalte und somit der benötigten Wohnungen geschlossen werden kann. Es besteht daher ein Bedarf an Wohnungsneubau über das für den Bevölkerungszuwachs nötige Maß hinaus.

Die „New Urban Tribes“

Ein Artikel in der Studie befasst sich mit urbanen Trends und stellt fest, dass die europäischen Großstädte des beginnenden 21. Jahrhunderts von drei Einflussfaktoren geprägt sind.

- Deregulierte Zeit-Rhythmen sind dadurch gekennzeichnet, dass sich der „nine-to-five“-Tagsablauf durch flexible und insgesamt längere Arbeits- und Ladenöffnungszeiten langsam auflöst.
- Das alte Arbeiter/Angestellten-System der Nachkriegszeit trifft auf die heutige soziale Situation nicht mehr zu. Während viele Arbeiterinnen und Arbeiter inzwischen in das Angestelltenmilieu aufsteigen konnten, wird es künftig bei den Angestellten im Laufe des Arbeitslebens immer öfter zu Brüchen und zu sozialem Abstieg kommen. Die Einkommen werden stärker auseinander driften, wodurch eine neue soziale Dynamik entsteht.
- Es herrscht mehr soziale, berufliche und ethnische Vielfalt. Frauen brechen vor allem durch bessere Bildung aus ihren Rollen aus, Familienstrukturen differenzieren sich stark aus, neue Dienstleistungen entstehen.

Singles unter 60

In einem der Beiträge werden die jüngeren Singles wie folgt unterschieden:

- Nestflüchter (vor allem junge Bildungsmigranten aus Kleinstädten und dem ländlichen Raum)
- Fun-Singles (22- bis 35-jährige „Partygänger“, eine Gruppe, die kleiner wird, da Studium bzw. Berufsausbildung rascher absolviert werden)
- weibliche Panik-Singles (gut verdienende, selbstbewusste Frauen über 30 im Dilemma zwischen Familiengründung und Karriere)
- männliche Frust-Singles (finden auf dem Beziehungsmarkt der neuen, selbstbewussten Frauen keine Partnerin; 60 % aller allein lebenden Männer zwischen 35 und 50 Jahren sind unfreiwillig allein und bilden ein problematisches Milieu, das sich in Zukunft durch Migration und „Wanderarbeit“ noch erhöhen wird)
- taktische Singles (sie ziehen zwar mit dem Lebensabschnittspartner zusammen, behalten aber ihre Wohnung – für alle Fälle)
- „Second-Flush“-Singles (zwischen 45 und 60 suchen viele Menschen wieder nach einer neuen Liebe. Durch die Scheidungsraten wächst diese Gruppe sehr schnell)

Dazu kommen noch jene „periodischen Singles“, die aus beruflichen oder anderen Gründen vorübergehende Trennungen auf sich nehmen, die also eine Familie bzw. ein Paar sind, aber zwei Wohnsitze haben. Zwei Beispiele: ein Partner erhält einen Job im Ausland, der andere bleibt aus beruflichen Gründen in Wien; die Frau lebt mit den Kindern außerhalb Wiens, der in Wien arbeitende Mann hat eine kleine Stadtwohnung und verbringt nur die Wochenenden zu Hause. Diese Gruppen nehmen rasant zu.

„Second Agers“ als Trendsetter

Als weitere Gruppe der „New Urban Tribes“ führt die Studie eine wachsende Minderheit von 60- bis 75-Jährigen an und bezeichnet sie als die „atypischen Älteren“. Im Unterschied zu den „Best Agers“ definiert sich diese Gruppe nicht nur durch vermehrte Reise- und Konsumtätigkeit. „Second Agers“ negieren das alte Modell des Austrittes aus dem

Erwerbsleben. Einige von ihnen beginnen mit 60 Jahre neue Jobs, gründen Unternehmen oder suchen auf andere Weise neue Herausforderungen.

Diese Gruppe nimmt zunehmend die Infrastrukturen moderner Großstädte in Anspruch, sie besucht verstärkt Museen, Bibliotheken und Restaurants, sie hat Zeit und Geld und ist ungebunden. Sie verlangt und bezahlt bis an ihr Lebensende teure Dienstleistungen und könnte sich zu einer Pioniergruppe neuer Urbanität entwickeln.

Küche als Lebenszentrum und Tod des Wohnzimmers

Ein Betrag fasst Wohntrends zusammen und führt hier an, dass die Küche zum neuen Lebenszentrum wird, während das Wohnzimmer, das der bürgerlichen Gesellschaft zu Repräsentationszwecken diente, zunehmend seine alten Funktionen verliert. Je nach Haushalt wird aus dem Wohnzimmer ein Medienlabor, ein Esszimmer, ein Arbeitsraum oder ein Bastelraum für die Kinder. Das Badezimmer entwickelt sich von der Hygienezelle zum Wellness-Areal. Für den Wohnbau der Zukunft bedeutet dies, dass vor allem die Entwicklungspotenziale der Küche und die neuen Lebenszyklen des bisherigen Wohnzimmers berücksichtigt werden müssen.

Ein weiterer Wohntrend sind Mischformen von Wohnen und Arbeiten, mit allen Vor- und Nachteilen. Neue Bereiche für Wohnen, Arbeiten, Fitness und Wellness werden künftig von Teilen der Bevölkerung, und hier vor allem von Frauen, im Umfeld der Wohnung eingefordert werden.

Dienstleistungen rund ums Wohnen

Überdies werden verschiedene Bevölkerungsgruppen rund ums Wohnen eine Reihe von Dienstleistungen beanspruchen, und zwar werden beispielsweise Menschen, die unter starkem Zeitdruck daheim arbeiten (Kreative und/oder Selbstständige) Serviceleistungen wie Wohnungsreinigung, Wäsche, Einkäufe und Erledigungen nachfragen. Vorübergehend alleinlebende Frauen mit oder ohne Kinder werden Gemeinschaftseinrichtungen (Kochen, Home-Office, Kinderbetreuung) benötigen. Für ältere Menschen werden künftig die sozialen Dienstleistungen weiter ausgebaut werden, wobei Nachbarschaftshilfe, mobile Dienste und professionelle Pflegepersonen aufeinander abgestimmt werden müssen, um einander effizient zu ergänzen.

„Wis/Sen“-News

Schiunfälle: Über 60-Jährige stark gefährdet

In der Altersgruppe 60+ gab es im vergangenen Winter die größte Zunahme an schweren Schisport-Verletzungen. Dies war eine der zentralen Botschaften einer Pressekonferenz, bei der die aktuelle Wintersportunfallstatistik des Bundeslandes Salzburg präsentiert wurde. Insgesamt waren 15 % der Unfallopfer über 60 Jahre alt. Am auffallendsten dabei: Schwere und sehr schwere Verletzungen haben unter den Älteren am stärksten zugenommen. Zum Alter kam noch ein weiterer Risikofaktor: Die Hälfte der Verunglückten war übergewichtig. Herbert Resch, Vorstand der Salzburger Unfallchirurgie, betonte überdies den Zusammenhang zwischen der Schneemenge und der Schwere der Verletzungen von SchifahrerInnen und SnowboarderInnen. Bei geringer Schneelage kommt es zu mehr und schwereren Unfällen, weil die Pisten hart sind und es über den Pistenrand hinaus keine weichen Sturzräume gibt. Somit hoffen nicht nur Touristikerinnen, sondern auch UnfallmedizinerInnen auf einen schneereichen Winter.

Quelle: „Die Presse“ vom 27. November 2009

Singen und Tanzen gegen das Vergessen

In Schwerin treffen sich demenzkranke alte Menschen regelmäßig im Tanzcafé. Musik spielt in ihrer Therapie eine große Rolle, da sie die Gefühle der Kranken anspricht. Betreut werden diese Tanznachmittage im Weinhaus Wöhler von Ergotherapeutinnen und Mitarbeiterinnen aus dem Augustenstift bzw. dem Zentrum Demenz in Schwerin. Musiktherapeutin Susanne Landsiedel-Anders, die sich im Rahmen ihrer Diplomarbeit eingehend mit der Wirkung von Musik auf demente Menschen beschäftigt hat, kam zu der Erkenntnis, dass selbst schwer demente Menschen, die kaum mehr als einzelne Wörter sprechen können, durch Musik emotional ansprechbar sind. „Den Verlauf der Krankheit kann man zwar nicht verlangsamen oder gar aufhalten“ sagt sie, „aber es geht um Lebensqualität, um Kontaktfähigkeit, um emotionale Zufriedenheit.“ So könne durch die Musiktherapie sogar die für Alzheimerkranke typische Aggressivität gemindert werden. Beim Mitsingen von Liedern, welche die Kranken aus ihrer Kindheit und Jugend kennen, kommt es zu positiven emotionalen Reaktionen, Erinnerungen an frühere Gefühle beim Tanzen und Singen werden erlebbar gemacht.

Quelle: „Ostsee-Zeitung“ vom 28. November 2009

SeniorInnen sollen Wikipedia retten

Wikipedia laufen die Autoren davon. Diese dramatische Schlagzeile auf der Seite „Netbusiness/Wirtschaft“ des Standard vom 25. November weckte sicherlich das Interesse all jener, die sich ein Leben ohne die Online-Enzyklopädie nicht mehr vorstellen können. Fakt ist, dass die englischsprachige Ausgabe von Wikipedia massenweise AutorInnen verliert. Wikimedia, die deutsche Trägerorganisation von Wikipedia, hat nun vorbeugend einen Rettungsplan ausgearbeitet hat, um die gewohnte Qualität und das breite Angebot aufrecht erhalten zu können. Anfang 2010 startet deshalb in Deutschland ein Seniorenprojekt, wie Wikimedia-Geschäftsführer Pavel Richter ankündigt. Derzeit sind die Wikipedia-Autoren vorwiegend um die 30, haben einen akademischen Hintergrund und sind überdies meist Männer. Ältere Menschen und Frauen aller Altersgruppen sind eindeutig unterrepräsentiert. „Da geht leider viel Wissen verloren“, bedauert Richter. „Wir wollen diese Gruppen anregen, ihr Wissen mit der Gemeinschaft zu teilen.“

Quelle: „Der Standard“ vom 25. November 2009

Seelenlifting statt Hautstraffung

Erwin Böhm, Pflegeforscher und Buchautor aus Wien, sprach auf Einladung des örtlichen Lions-Clubs in der Aula der Sparkasse Oberhessen. Der Vortrag, der laut der anwesenden Presse mit „Wiener Schmä“ garniert war und immer wieder Heiterkeit auslöste, hatte als zentrale Botschaft, dass Anti Aging durch Happy Aging ersetzt werden müsse. Böhm meinte, man werde heute älter, als es die Seele verkrafte, weshalb die psychogene Pflegebedürftigkeit zunehme. Viele Menschen bekämen mit zunehmendem Alter nicht nur Falten im Gesicht, sondern auch in der Seele, ist Böhm überzeugt. Daher sei Seelenlifting wichtiger als eine Gesichtsstraffung. Mit zunehmendem Alter müsse die Seele bewegt werden. Deshalb halte er auch nichts vom Gehirntraining oder davon, alte Menschen ständig mit neuen Problemen zu befassen. Böhm empfahl, im Alter in einer Art Varieté zu leben und nicht „scheinbar kultiviert“ durchs Leben zu gehen. Reden, Streiten, Pfeifen und Singen seien gut für die Schädelhirndurchblutung. „Wir Alten haben den Vorteil, unsere Gefühle wieder aktivieren zu können, und das Alter ist nicht ein Problem der Beine, sondern des Kopfes.“ Da Älterwerden einen Verlust an Hirnleistungs- und Gefühlsstärke bedeute, müsse man das Gehirn aufwecken, sonst werde man kalt und kälter. Je älter man werde, desto stärkere Reize brauche das Gehirn. „Wenn nichts los ist, verarmt das Gehirn,“ sagte Böhm und riet seinem Publikum, im Alter Abenteuer zu suchen.

Quelle: www.kreis-anzeiger.de vom 23. November 2009

Österreich als bester Alterssitz für SeniorInnen

Das US-Wirtschaftsmagazin „Forbes“ legt SeniorInnen, die nach einer Traumdestination für ihren „Alterssitz“ suchen, Österreich als Herz. „Österreich ist wie die Schweiz, nur günstiger“, schrieb das Magazin und verwies dabei auf Lebensqualität, medizinische Versorgung, elegante Architektur, klassische Musik und funktionierende Straßenbahnen. Einziger Nachteil: „Keine mediterrane Lebenslust.“ Dennoch schwärmt „Forbes“ weiter: „Wien hat die höchste Lebensqualität auf der Welt, und die Privatkliniken sind Weltklasse. Salzburg, Graz, Kitzbühel und die umliegenden Dörfer haben denjenigen, die gern an der frischen Luft sind, viel zu bieten.“ Österreich hat im „Forbes“-Ranking Tourismusweltmächte wie Italien (Rang 3), Frankreich (Rang 7) und Spanien (Rang 9) besiegt. Rang 2 nach Österreich belegte Thailand, das mit einem Mix aus äußerst niedrigen Lebenshaltungskosten, angenehmem Klima und akzeptabler Gesundheitsversorgung aufwarten kann.

Quelle: „Die Presse“ vom 28. Oktober, „Kurier“ vom 2. November 2009

Altersarmut: Viele RentnerInnen brauchen einen Nebenjob

Horst Rewohl (70) aus Lübeck jobbt mit eigenem Lieferwagen als Kurierfahrer, Gerda Schildt (74) aus Hamburg arbeitet in einer Wäscherei und eine 80-Jährige aus Augsburg geht putzen. Das ist nur die Spitze eines Eisberges von Altersarmut, der in vielen deutschen Regionen von den Medien nun verstärkt thematisiert wird. Immer mehr RenterInnen müssen sich etwas dazuverdienen, da die Rente zum Leben nicht reicht. Nun haben auch die deutschen Gewerkschaften das Thema aufgegriffen und kämpfen für höhere Löhne, denn niedrige Löhne von heute sind die Altersarmut von morgen. Die Statistiken zeigen, dass beispielsweise in Bochum (Nordrhein-Westfalen) die Zahl der RentnerInnen mit Mini-Jobs zwischen 2003 und 2007 um 44 % zugenommen hat, in Duisburg um 36 %, in Dortmund um 48 % und in Krefeld um 50 %. In Schleswig-Holstein jobbten 2007 um 30 % mehr Menschen über 65 als 2003, im Landkreis Dachau (Oberbayern) 31 % mehr und in Gera (Thüringen) 42 % mehr. Im Hamburg mussten 2007 17.200 Menschen über 65 einen Job annehmen, ein Anstieg von 37 % in nur vier Jahren. Mittlerweile haben sich sogar private Nebenjob-Agenturen der RenterInnen angenommen.

Quelle: www.welt.de, www.derwesten.de, www.merkur-online.de und www.augsburger-allgemeine.de vom 9. Oktober 2009; www.in-online.de vom 13. Oktober 2009; www.freies-wort.de und www.abendblatt.de vom 23. November 2009

Wiener Seniorenbeauftragter geht in Pension

Mit der Nummer 24 des Informationsdienstes „Wis/Sen“ möchte ich mich als Seniorenbeauftragter der Stadt Wien verabschieden: Mit dem 1. Jänner 2010 werde ich selbst „Senior“ sein und im „Unruhestand“.

Recht herzlich möchte ich mich bei Mag.^a Elga Martinez-Weinberger für die Zusammenarbeit bedanken, die nicht erst im Seniorenbereich begann, sondern schon vor mehreren Jahrzehnten im Jugendbereich, als wir das erste „Schulentlassbuch“ produzierten, das damals alle 14-Jährigen erhalten haben.

Dank auch an die KollegInnen in der MA 53 (Presse- und Informationsdienst der Stadt Wien), die diese Publikation ermöglicht haben, an meine Mitarbeiterinnen im Büro (bei denen alle Studien ausleihbar sind) und an Sie als interessierte und kritische LeserInnen.

Ich wünsche meiner Nachfolgerin als Seniorenbeauftragte der Stadt Wien, Frau Dr.^a Angelika Rosenberger-Spitzzy, viel Erfolg, und ersuche Sie alle um kooperative Zusammenarbeit.

Und eines ist nicht unwesentlich: Alles was wir und Sie für ältere Generationen verändern, kommt uns einmal selbst zugute. Ich probiere das nun aus, als sicher einer der bestinformierten Senioren der Stadt.

Schaut auf mich – vielleicht kann/muss ich es bald brauchen!

Friedrich Grundei
